

# Zusammenfassung

VON BIRGIT STUDT (Freiburg i. Br.)

Es mag vielleicht nicht unbedingt zur Geschäftsordnung des Konstanzer Arbeitskreises gehören, dass eine der Organisatorinnen der Tagung auch deren Ergebnisse zusammenfasst – aber ich habe diese Aufgabe gern übernommen, weil ich angesichts des bevorstehenden Jubiläums des Konstanzer Konzils diese Tagung, die wohl ziemlich am Anfang einer Reihe entsprechender Veranstaltungen steht, als Chance sehe, in einem größeren, international zusammengesetzten Kreis von Experten für die Geschichte des Spätmittelalters auszuloten, unter welchen thematischen Schwerpunkten und mit welchen aktuellen Forschungsansätzen der historisch arbeitenden Mediävistik künftig das Konzilsgeschehen zu analysieren, zu beschreiben und vielleicht neu zu bewerten sein wird.

Denn nach den Vorträgen und Diskussionen bleibt die Frage offen: Mit welcher Tinte ist künftig das Konzil zu schreiben? Dies klang bereits im Anschluss an den Eröffnungsvortrag von Johannes Helmuth an, wobei doch allerdings rasch deutlich wurde, dass es hier nicht darum gehen sollte, die Auseinandersetzung mit theologischen Problemen und ekklesiologischen Konzepten gegen eine rein politikzentrierte Untersuchung auszuspielen, wie auch Jürgen Miethke im Verlaufe der Diskussionen betont hat. Ziel sollte vielmehr eine Erweiterung der Perspektiven sein, mit denen die Untersuchung des Konstanzer Konzils zu neuen Einsichten führen könnte.

Auch wenn sicher keine Einigkeit darüber zu erzielen ist – das haben die intensiven Diskussionen gezeigt –, ob man überhaupt eine »histoire totale« des Konstanzer Konzils schreiben kann und welche segmentären Zugänge dafür zu wählen und zusammenzutragen sind, so ist es doch angesichts des Forschungsstands dringend geboten, das Konzil nicht allein als kirchengeschichtliches, sondern als europäisches und universales Phänomen zu untersuchen: Die ganz aus italienischer Perspektive geschriebene große Darstellung des Constantiense von Walter Brandmüller hat deutlich gemacht, dass das Konzil von Konstanz, auch wenn es wie das Basiliense in deutschen Landen gefeiert wurde, nicht mehr allein im reichsgeschichtlichen Kontext behandelt werden kann<sup>1)</sup>. Nun sind konsequent auch

1) Walter BRANDMÜLLER, *Das Konzil von Konstanz 1414–1418*, Bd. 1: Bis zur Abreise Sigismunds nach Narbonne, Paderborn <sup>2</sup>1999, Bd. 2: Bis zum Konzilsende, Paderborn 1999.

die Perspektiven der anderen beteiligten europäischen Länder und Reiche zu berücksichtigen. Mit dieser Einstellung des Frageinteresses rücken natürlich die *nationes* in den Blick, auch Gabriela Signori hat dieses Phänomen in ihrer Einleitung vorgegeben, und nicht von ungefähr spielt das – wie auch immer zu verstehende – nationale Prinzip eine zentrale Rolle in Selbstverständnis und späterer Wahrnehmung des Konstanzer Konzils. Ich möchte bereits an dieser Stelle aus unseren Diskussionen über die Rolle der Nationen festhalten: Sie waren offenbar mehr als »regionale Sortierinstrumente« – so Johannes Helmuth –, aber ihre Entwicklung zu identitätsbesetzten Entitäten, wie sie im humanistischen Nationendiskurs um 1500 erscheinen, ist trotz der Forschungen von Hans-Joachim Schmidt und anderen noch nicht ganz nachvollziehbar – und auch wohl nur schwer fassbar<sup>2)</sup>.

*Concilium constituitur ex nationibus*<sup>3)</sup>, das Konzil gliedert sich in Nationen; dieser Satz, der in Konstanz in mühsamem Ringen in den ersten Wochen und Monaten des Jahres 1415 gefunden wurde, scheint danach zu verlangen, bei einer neuen Betrachtung des Constantiens den Fokus auf seine Funktion als überörtliches Organ der politischen Willensbildung zu setzen und die Vielfalt der Anliegen der beteiligten Völker sichtbar werden zu lassen. Die in Konstanz gefundene Pragmatik politischer Verfahren, die durch ›Haec sancta‹ mit dem Konzept der *repraesentatio* aller Christen und der Idealvorstellung der *inspiratio* verbunden und ekklesiologisch extrem aufgewertet worden ist, erlebte allerdings nur eine kurze und fragile Existenz<sup>4)</sup>. Dennoch spielten diese Diskussionen eine wichtige Rolle bei der frühen Rezeption der Konzilsüberlieferung.

Robert Wingfield, adliger Diplomat König Heinrichs VIII., der englischer Gesandter am Hof Kaiser Maximilians war, besuchte 1510 mit diesem zusammen die Stadt Konstanz. Dort interessierte er sich auch für die Geschichte des knapp 100 Jahre zuvor dort gefeierten Konzils und dessen schriftliche Hinterlassenschaften. Dabei stieß er auf Dokumente der heftig geführten französisch-englischen Auseinandersetzungen um die angebliche Bevorzugung der Engländer bei der Einteilung der Konzilsnationen, die er kopieren und 1517 in Leuven drucken ließ<sup>5)</sup>. Nach unseren intensiven Diskussionen über das Prinzip der Nationen erstaunt fast nicht mehr, dass diese von den Gesandten und Oratoren der beiden Konzilsnationen vorgelegten Texte mit zu den ersten Konstanzer Konzilsmaterialien gehören, die gedruckt worden sind.

Doch zurück zum Zeitgeschehen des Konzils. Noch im Frühjahr 1417 kam es zur Eskalation eines gehässigen Streits zwischen der französischen und englischen Nation. Wäh-

2) Vgl. Hans-Joachim SCHMIDT, Staat, Nation. Raumgliederung der Kirche im mittelalterlichen Europa, Weimar 1999, S. 440–512; Caspar HIRSCHI, Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Göttingen 2005, S. 135–142.

3) Acta Concilii Constantiensis, Bd. 3, hg. von Heinrich FINKE, Münster 1926, S. 101; vgl. Heinrich FINKE, Die Nation in den spätmittelalterlichen allgemeinen Konzilien, in: Das Konstanzer Konzil, hg. von Remigius BÄUMER, Darmstadt 1977, S. 347–368; und BRANDMÜLLER, Konzil, Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 196–223.

4) Vgl. SCHMIDT, Staat (wie Anm. 2), S. 524f.

5) Vgl. FINKE, Nation (wie Anm. 3), S. 367.

rend der französische Prokurator beim Verlesen seiner Stellungnahme durch Zischen und Scharren mit den Füßen übertönt wurde und er nur noch sein Schriftstück hochhalten und seinen Protest herausschreien konnte, überreichte der englische Prokurator die Antwort der englischen Gesandtschaft der öffentlichen Versammlung als *littera clausa* und verlangte auch keine öffentliche Verlesung<sup>6)</sup>. Ich will zunächst gar nicht auf den Inhalt dieser Streitschrift Thomas Poltons eingehen, die Robert Swanson intensiv analysiert hat.

Mir geht es bei diesem Beispiel zunächst um etwas anderes, und zwar um unterschiedliche Formen und Foren der politischen Kommunikation, die bei den Begegnungen von Vertretern der verschiedenen europäischen Länder und Reiche aufeinander trafen beziehungsweise geschaffen wurden. Auf diesen Foren wurden viele Anliegen verhandelt, die jenseits der grundsätzlichen Aufgaben des Konzils lagen: *unio, fides, pax*, und als Dauerthema eines jeden Konzils die *reformatio*, die übrigens außer in dem Vortrag von Pavel Soukup kaum von uns behandelt wurde.

In den Diskussionen ist immer wieder gefragt worden: Für welche Öffentlichkeiten sind die Auftritte, Inszenierungen, Einlassungen, Reden, Predigten, Gutachten, Streitschriften entstanden? Hatte man die gelehrte Öffentlichkeit des Konzils im Blick? Argumentierte, schrieb und handelte man für eine städtische, höfische oder größere Öffentlichkeit in den Herkunftsländern der Konzilsväter, oder spielte dies zu Hause gar keine Rolle, wie Robert Swanson am Extrembeispiel des Textes von Polton zeigen konnte, der offensichtlich erst im 16. Jahrhundert in England durch den von Wingfield veranstalteten Druck zur Kenntnis genommen wurde.

All dies galt es im Blick zu halten, als wir über die Fragen des Verhältnisses von Partizipation und Repräsentation, von Politik und Ekklesiologie beziehungsweise Obödienzen und Konziliarismus gesprochen haben. Den reichen Ertrag der Vorträge und Diskussionen werde ich im Folgenden in zehn Punkten systematisch strukturieren.

## 1. DAS KONZIL ALS POLITISCHE VERSAMMLUNG

Johannes Helmroth hat das Konstanzer Konzil vergleichend in der diachronen Reihe der Konzilien von Pisa bis Basel behandelt, deren Kette man noch vom 4. Lateranum bis zum Konzil von Trient verlängern könnte. Er verzeichnete aufgrund der enormen Tagungsdichte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts und der Frequenzsteigerung von Synoden, die im Dekret ›*Frequens*‹ programmatisch kodifiziert wurde, eine neuartige Expertenschaft der Konzilsbesucher, denen man gewissermaßen eine »multiple Versammlungserfahrung« unterstellen könne. Allerdings stellten das Konzil von Konstanz und noch mehr das von Basel aufgrund ihrer für Synoden paradoxen Länge eine neue Herausforderung dar, muss-

6) Acta Concilii Constantiensis, Bd. 2, hg. von Heinrich FINKE, Münster 1923, S. 89f.; vgl. FINKE, Nation (wie Anm. 3), S. 365f.

ten sich doch durch die jahrelange Präsenz von Abordnungen und Gesandtschaften die Hierarchien neu konfigurieren. Eine Aufgabe, die nicht immer elegant gelöst werden konnte und daher Rangstreitigkeiten auslöste.

Dennoch bleibt bei diesem diachronen Überblick die Frage offen, wo man das Konstanzer Konzil als synchrones Phänomen fassen kann. Zeichnet es sich – so fragte Thomas Zotz – durch Innovationen oder seine Ausnahmestellung aus – etwa durch die Rolle und persönliche Präsenz des römisch-deutschen Königs als künftigen Kaiser, so wie Sigismund in einigen zeitgenössischen Berichten vorwegnehmend bezeichnet wurde? Bedeutsam für die Wahrnehmung des Konstanzer Konzils sind ferner seine Sekundärfunktionen, die sowohl für die größere zeitgenössische Öffentlichkeit als auch in der neueren Historiographie eine wichtige Rolle spielten. Es ist gerade sein Kongress- und Forumscharakter, der durch das jahrelange Zusammenleben von Gelehrten, Literaten, aber auch den städtischen Gastgebern entstanden ist. Hierzu gehören Probleme der Informationsbeschaffung ebenso wie die scheinbare Ubiquität von Nachrichtenströmen, die Diffusion von gelehrten Texten wie die Jagd nach Handschriften<sup>7)</sup>. Dieser Aspekt ist häufig, aber nur en passant angesprochen worden und wird noch durch den Beitrag von Concetta Bianca über das Konzil als Zentrum der humanistischen Handschriftenproduktion ergänzt werden. Noch wichtiger aber für den Ereignischarakter des Konzils, das sich aus der Fülle der unterschiedlichen Kommunikationsvorgänge als ein einheitliches Phänomen herauskristallisieren lässt, ist – darauf verwies Thomas Prügl – seine Rezeption, Kanonisierung und Idealisierung durch das nachfolgende Basler Konzil, das auf das Verständnis des Konstanzer Konzils wahrnehmungsgeschichtlich zurückgestrahlt hat.

Die im Vergleich zu Basel erheblich größere Bedeutung des Konstanzer Konzils für die Erinnerungskultur erklärt Johannes Helmrath hingegen durch die mediale Präsenz und Bildmächtigkeit von Ulrich Richentals Konzilschronik, mit der die Basler Aufzeichnungen des Johann von Segovia nicht konkurrieren konnten. Das Konstanzer ist das erste Konzil, das eine derart umfassend historiographische Behandlung erfahren hat, dies geschah allerdings – und man kann es nicht nachdrücklich genug betonen – mit einiger Verzögerung erst seit den 1460er Jahren, als »Konstrukt städtischer Sekundärmemoria«, wie die Überlieferung deutlich macht. Dies ist ein wichtiger geschichtskultureller Erklärungsansatz, aber damit ist noch nicht die Frage beantwortet, was überhaupt die Gründe für eine derart intensive journalistische Form der Berichterstattung über das Konstanzer Konzil waren, die Experten vom Typ Richentals oder Windeckes aus der Sicht von außen betrieben.

7) Zusammenfassend hierzu: Jürgen MIETHKE, Die großen Konzilien des 15. Jahrhunderts als Medienergebnis. Kommunikation und intellektueller Fortschritt auf den Großtagungen, in: University, Council, City. Intellectual Culture on the Rhine (1300–1550), hg. von Laurent CESALLI, Turnhout 2007, S. 291–322.

## 2. HISTORIOGRAPHIEN

Die Chronik des Ulrich Richental stellte für fast alle Referentinnen und Referenten eine wichtige Referenzquelle, oft ein Leitmedium dar, doch wurde fast immer auch in einem Atemzug betont, dass es eine methodische Herausforderung darstelle, die Texte und Bilder, die uns in der Überlieferung begegnen, als Quelle für das zeitgenössische Konzilsgeschehen zu nutzen. Die Untersuchungen von Thomas Martin Buck haben deutlich gemacht, dass man angesichts der komplexen Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte der Chronik in verschiedenen Fassungen und Versionen sehr vorsichtig argumentieren muss, wenn man damit gesicherte Aussagen über das Konzilsgeschehen treffen will<sup>8)</sup>.

Doch Gerrit Jasper Schenk, der sich neben Therese Bruggisser-Lanker wohl am intensivsten mit den Bildern und Texten der von Ulrich Richental ausgehenden Überlieferung auseinandergesetzt hat, wies in seinem Vortrag darauf hin, dass wir ohnehin auf die heterogenen, meist textuellen Hinterlassenschaften der Konzilsteilnehmer und Besucher verwiesen sind, die sowohl für die Nichtanwesenden als auch die Späteren erst das Konzil erfahrbar machten: Konzilsakten, Tagebücher, Predigten, Reden, Briefe und chronikalische Berichte über signifikante Praktiken verleihen dem Konzil die Konturen eines Ereignisses, das Bedeutung gewinnt, indem es von sich reden macht. Diese Erkenntnis gilt es methoden-geleitet zu nutzen, um eine moderne Geschichte des Konstanzer Konzils zu schreiben.

Darauf wird noch zurückzukommen sein, doch zunächst ist auf eine scheinbare Selbstverständlichkeit hinzuweisen, die Martin Kintzinger in seinem Vortrag mit dem Titel ›Das Konzil konstruieren‹ pointiert an zwei unterschiedlichen neueren historiographischen Zugriffen (Walter Brandmüller; Jörg Hoensch)<sup>9)</sup> auf das Constantiense erläutert hat.

Die Geschichte des Konzils, so wie wir es heute verstehen, hat eine Kohärenzstruktur, die dem Geschehen erst nachträglich zugeschrieben worden ist, die aus dem Geschehen ein Ereignis macht. Eine neue Geschichte des Konzils entsteht erst in der Auseinandersetzung mit seiner Überlieferung und es ist an uns zu entscheiden, wie und von wo diese Überlieferung zu fokussieren und mit welchen methodischen Ansätzen und disziplinären Fragestellungen es als Ereignis in seiner europäischen Dimension gegebenenfalls neu zu bewerten ist. Im Anschluss an Martin Kintzingers Vortrag wurde intensiv darüber diskutiert, welche segmentären Annäherungen notwendig sind, damit Konstanz noch als ein konziliäres Ereignis eigener Qualität erkennbar bleibt.

Ein Weg aus diesem Dilemma eines neuen Forschungsdesigns ist es, von der Bündelung und Deutung der Texte auszugehen, die durch Überlieferung und kollektive Memoria in

8) Vgl. Ulrich RICHENTAL, *Chronik des Konstanzer Konzils 1414–1418*, hg. von Thomas Martin BUCK, Ostfildern 2013, S. XXIV–XXXV; Thomas Martin BUCK/Herbert KRAUME, *Das Konstanzer Konzil (1414–1418)*. Kirchenpolitik, Weltgeschehen, Alltagsleben, Ostfildern 2013, besonders S. 317–320.

9) BRANDMÜLLER, *Konzil* (wie Anm. 1); Jörg K. HOENSCH, *Kaiser Sigismund: Herrscher an der Schwelle zur Neuzeit, 1368–1437*, Darmstadt 1997.

konsistente Erzählungen von dem gegossen worden sind, was das Konzil ist. Dies geschieht nicht nur in der Historiographie, sondern bereits durch Aktensammlungen, wie sie etwa von den zeitgenössischen Konzilsteilnehmern angelegt worden sind, über thematische Auszüge, wie die von Job Vener bis Robert Wingfield, aber auch gedruckte Konzilssammlungen bis hin zu den modernen Editionen von Heinrich Finke, Phillip Stump oder Jürgen Miethke<sup>10)</sup>. Gleichzeitig wird es nötig sein, neue systematische Quellenforschungen anzustellen, um diese ausschnitthaft gebündelten und damit bereits deutenden Quellensammlungen vor dem Horizont neuer, vor allem prosopographischer und verwaltungsgeschichtlicher Fragestellungen neu zu perspektivieren.

Die Diskussionen, die häufig auf diesen Aspekten beharrten, machen deutlich, dass wir uns nach dieser Tagung dazu herausgefordert fühlen, noch mehr als wir es ohnehin professionell gewohnt sind, die jeweiligen Perspektiven der Disziplinen und nationalen Historiographien zu berücksichtigen und zu hinterfragen, in denen das Konstanzer Konzil behandelt wird. Interessant erschien mir, dass mehr als gewöhnlich auch die Frage nach partikularem Geschichtsbewusstsein und Geschichtskultur aufkam und wir bisweilen zu irritierenden Einsichten kamen. Hierzu gehört etwa die Beobachtung, dass beispielsweise vermeintlich negativ besetzte Figuren geradezu heroisiert werden, wie etwa in der spanischen Historiographie der »hartnäckige« Benedikt XIII. als papa Luna.

### 3. EUROPÄISCHE FRAGMENTIERUNG

Der historische Vergleich hilft, die notwendige Entfamiliarisierung von vermeintlich Selbstverständlichem vorzunehmen. Die leitende Frage dafür hat Nikolas Jaspert in seinem Vortrag programmatisch formuliert: Welche Bedeutung hatten die Konstanzer Ereignisse aus partikularer Sicht: Wirkte das Konzil als prägende Kraft für die Verhältnisse vor Ort oder blieb es nur Episode?

Dieser Frage sind alle Vorträge nachgegangen, die sich den Konzilsnationes oder den Vertretern einzelner Länder widmeten. Dabei schwankte die Einstellung der Betrachtung zwischen dem Agieren der Gesandtschaften in Konstanz und den Interessen und Anliegen ihrer Herkunftsländer. Dass deren Interessen nicht unbedingt homogen waren, hat Sophie Vallery-Radot in ihrem Vortrag zur französischen Konzilsnation gezeigt. Zunächst vertrat diese offiziell die Linie Johannes' XXIII. und betonte die Gültigkeit der Pisaner Entsch-

10) Hermann HEIMPEL, Die Vener von Gmünd und Strassburg, 1162–1447. Studien und Texte zur Geschichte einer Familie sowie des gelehrten Beamtentums in der Zeit des abendländischen Kirchenspaltung und der Konzilien von Pisa, Konstanz und Basel, Göttingen 1982; Acta Concilii Constantiensis, hg. von Heinrich FINKE, Münster 1896–1928; Phillip H. STUMP, The Reforms of the Council of Constance, 1414–1418, Leiden/New York/Köln 1994; Quellen zur Kirchenreform im Zeitalter der großen Konzilien des 15. Jahrhunderts, 1. Teil: Die Konzilien von Pisa (1409) und Konstanz (1414–1418), hg. von Jürgen MIETHKE und anderen (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 38a), Darmstadt 1995.

dungen. Damit wandte sie sich gegen Sigismunds Verhandlungsergebnisse, ja stellte sogar offene Überlegungen hinsichtlich einer Verlegung des Konzils nach Frankreich an. Ganz anders übrigens die anfängliche Position Aragóns: Hier wurde das Ergebnis von Pisa 1409 strikt abgelehnt.

Eine schillernde Rolle bei den französischen Verhandlungen um ›Haec sancta‹ spielte Jean Gerson, der sowohl den König als auch seine Universität Paris vertrat. Er verfocht aber nicht die offizielle Pisaner Linie des französischen Hofes, sondern stimmte aus Überzeugung für das ganz andere, in ›Haec sancta‹ formulierte ekklesiologische Konzept. Eine völlig neue Situation stellte sich jedoch nach der Flucht Johannes XXIII. ein. Die Folge: Die französischen Gesandten zogen sich von den Hauptverhandlungen zurück. Sie waren zunächst isoliert, sodass auch Sigismund nicht mehr mit der französischen Regierung verhandelte, er beschränkte sich darauf, den König zu informieren.

Eine Wende brachten erst die Diskussionen vor der Papstwahl: Im Prioritätenstreit konnte sich die französische Nation gemeinsam mit der italienischen und spanischen gegenüber der deutschen und englischen durchsetzen. Dennoch wird immer noch keine Geschlossenheit der französischen Konzilsbotschaft erkennbar. Sie ist politisch gespalten in Vertreter der Bourguignons und Armagnacs, in Universitätsangehörige und Prälaten. Die einen erhofften sich Vorteile von päpstlichen Provisionen, die anderen verteidigten die gallikanischen Freiheiten.

#### 4. EUROPÄISCHE DEZENTRIERUNG

Bei der Behandlung Aragóns hat Nikolas Jaspert noch einen weiteren Schritt zur Neubewertung des Konzils aus europäischer Perspektive unternommen: Von der Fragmentierung zur Dezentrierung. Wichtig sei eine genaue Analyse der Auswirkungen im regionalen und lokalen Kontext, um das Constantiense tatsächlich als europäisches Ereignis begreifen zu können.

Es war ein äußerst ergiebiges Unterfangen, die iberischen Schauplätze, auf denen zumindest das zentrale Thema der Union, aber auch des Glaubens vor, während und auch nach Abschluss der Konstanzer Versammlung verhandelt worden sind, vergleichend zu betrachten. Auch Martin Kintzinger hat sich in seiner Untersuchung der großen diplomatischen Reise, die Sigismund bereits ein halbes Jahr nach Eröffnung des Konstanzer Konzils unternommen hat, dieser regionalen Absichtung des Konzilsgeschehens gewidmet. In dieser Sektion ist eines sehr deutlich geworden: Man sollte nicht mehr länger von Nebenschauplätzen oder politischer Peripherie sprechen, hingegen müssen die Verhandlungen, die fern von Konstanz aber doch in ständigem Austausch mit den dort versammelten Konzilsvätern geführt wurden, unbedingt mit in das Konzilsgeschehen hineingenommen werden. Dies hat sogar zur provokativen Überlegung geführt, ob man nicht künftig lieber vom Konzil von »Konstanz-Perpignan« sprechen solle. Denn der wichtigste Beitrag, den die

spanische Nation zum Erfolg des Konzils leistete, wurde nicht in Konstanz, sondern in Narbonne und Perpignan entwickelt. Aufgrund der hochrangig und repräsentativ besetzten Delegationen von Reichen und Herrschaften aus der Obödienz Benedikts XIII. kann man die Verhandlungen in Narbonne und Perpignan 1415 mit Nikolas Jaspert »als eine effektive Verlagerung des Konzilsgeschehens« nach Südwestfrankreich bezeichnen.

In ihren Untersuchungen des katalonisch-aragonesischen beziehungsweise kastilischen Beitrags zum Konzilsgeschehen haben Nikolas Jaspert und Ansgar Frenken die Rückwirkungen des Konzils auf die iberischen Verhältnisse vor dem Hintergrund dynastischer Problemlagen erklärt. Durch die sich hier glücklich ergebenden Vergleichsmöglichkeiten erscheinen die jeweils spezifischen Situationen der beiden Königreiche in besonders deutlichem Licht.

Im Kompromiss von Caspe hat Benedikt XIII. 1412 die aragonesische Thronfolge an das Haus Trastámara vermittelt, dessen Vertreter Ferdinand daher naturgemäß zunächst am stärksten die Position Benedikts vertrat; das sahen die anderen Reiche natürlich nicht ebenso. In Kastilien gab es die vormundschaftliche Regentschaft der Königswitwe Catalina und ihres Schwagers Ferdinand von Aragón, der nach Übernahme der Herrschaft in Aragón die kastilische Krone bedrohte. So versuchten Catalina und andere Kräfte am kastilischen Hof, durch eine selbständige Kirchenpolitik die Unterstützung Benedikts als Unterpfand für die Sicherung der kastilischen Krone zu erhalten. Benedikt seinerseits unterhielt Vertraute am kastilischen Hof. Er versuchte überdies, durch unverhüllte Drohungen in einem an die Umgebung der Königin lancierten kanonistischen Traktat diese auf seiner Linie zu halten.

In Kastilien funktionierte eine solche gezielte Einflussnahme: Weite Kreise der Bevölkerung und des Klerus widersetzten sich dem Subtraktionsbeschluss und der Vertrag von Narbonne, an dem zwar einige kastilische, aber gleichzeitig Ferdinand von Aragón nahestehende Gesandte beteiligt waren, wurde in Kastilien nie offiziell publiziert; Frenken sprach von einem »langsamen Erosionsprozess« der Obödienz Benedikts; Jaspert hingegen betonte das »aragonesische Dilemma«. Letzteres wird gerade mit Blick auf das internationale Kräfteverhältnis deutlich: Ferdinand wäre hier politisch isoliert gewesen, wenn er gegenüber der Übermacht seiner Verhandlungspartner an Pedro de Luna festgehalten hätte; der Weg zu der künftig ambitionierten, weit ausgreifenden Mittelmeerpolitik Aragóns wäre damit verstellt gewesen.

Im Innern des aragonesischen Reiches formierte sich allerdings zunächst erheblicher Widerstand bei den großen Prälaten und Städten; die offizielle Verkündigung des Obödienzentszuges seitens der Krone Aragóns im Januar 1416 stürzte das Reich in eine tiefe Krise. Daher entfaltete sich dort eine besonders intensive politische Kommunikation im »Wettlauf um Beherrschung des öffentlichen Raums«. Es gab regelrechte mediale Kampagnen des aragonesischen Königs, aber auch des Papstes zur Mobilisierung der Öffentlichkeit. Entschieden wurde der Meinungskampf aber durch den König, der über den effizienteren Verwaltungsapparat verfügte. Aber zunächst gelang es ihm durch Androhung physischer Ge-



walt, rasch einen Umschwung der öffentlichen Meinung herzustellen. Im Innern war das Ergebnis jedoch zwiespältig: Das Schisma bestand latent bis 1429 fort.

Ganz anders sind die Ergebnisse für Kastilien zu bewerten: Nach der Integration der Kastilier in die spanische Nation und mit der Wahl Martins V. hatte sich hier die kirchenpolitische Situation grundlegend geändert. Die Existenz eines unbezweifelbaren Papstes war für Catalina und ihren Sohn ausschlaggebend dafür, uneingeschränkt für die Konstanzer Lösung zu stehen; sie unterstützten Martin V. aus politischem Kalkül.

Somit ergibt sich aus dieser dezentrierenden Untersuchung ein verstörender, aber umso wichtigerer Befund: In den iberischen Reichen spielte das Thema des Konziliarismus, das später in Basel so wichtig werden sollte, kaum eine Rolle. Dies verändert den Blick auf das Konstanzer Ereignis.

##### 5. VERFLECHTUNGSGESCHICHTE

Nikolas Jaspert hat dankenswerterweise den Begriff der »Begegnungen« aus unserem Untertitel aufgegriffen und betont, dass die begegnungsgeschichtliche Dimension des Konstanzer Konzils in der Forschung bislang noch kaum reflektiert worden ist.

Als größte bislang organisierte Begegnung von Reichsangehörigen mit Angehörigen der iberischen Reiche hatte das Treffen von Perpignan eine neuartige Qualität. Es zeigte Konsequenzen im Bereich der wirtschaftlichen und adligen Mobilität. Perpignan wirkte als »Türöffner« für Kaufleute und Handwerker, vor allem aus dem oberdeutschen Raum sowie für adlige Reisende aus ganz Europa. Ferdinand gelang es, durch den von ihm gestifteten Kannenorden adlige Netzwerke bis nach Mitteleuropa aufzubauen. Oswald von Wolkenstein, selbst stolzer Träger des Ordenszeichens, vermittelte dies in seinen Liedern bis in den Tiroler Adel.

Dass die Folgen solcher Begegnungen weit über das engere Feld der Kirchengeschichte hinausweisen, hat vor allem Therese Bruggisser-Lanker eindrucksvoll am Beispiel der europäischen Musikkultur erläutert. Im Verlauf des 14. Jahrhunderts war in höfischen wie städtischen Zentren hinsichtlich Professionalisierung, Institutionalisierung und Differenzierung ein entscheidender Entwicklungssprung erreicht, sodass nun das Konstanzer Konzil mit dem Zusammentreffen von Sängern und Musikanten im Gefolge von Fürsten, kirchlichen Würdenträgern oder Bankiers eine wirkliche Katalysatorfunktion übernahm. Neue Kompositionsstile und die Aufführung mehrstimmiger vokal-instrumentaler Formen der Musik vor einem kenntnisreichen Publikum habe tatsächlich zu einer Epochenäsur geführt, in deren Folge sich eine gesamteuropäische Sprache herauszubilden begann, die sowohl individuelle, schöpferische Seiten hatte, als auch populäre Strömungen absorbierte und bewusst auf eine neuartige Wirkungsästhetik setzte. Es ist zwar sehr schwierig, aus der verstreuten Überlieferung tatsächlich gegenseitige Beeinflussungen zu rekonstruieren oder überhaupt musikkünstlerische Netzwerke und Beeinflussungen sichtbar zu machen. Aber mit einigen Schlaglichtern auf Lebenswege, Karrieren und Schaffen prominenter Fi-

guren, volkssprachlich Gebildeter oder Gelehrter wie Oswald von Wolkenstein oder Johannes Ciconia aus Lüttich, wurde doch nachvollziehbar, wie diese Europäisierung der Musikkultur in einzelnen Netzwerken, in Dom- oder Hofkapellen funktionierte.

## 6. DIPLOMATIEGESCHICHTE

In der Rückschau fällt auf, wie viele der Referentinnen und Referenten einen diplomatiegeschichtlichen Zugriff zur Analyse des Konstanzer Geschehens wählten.

Ganz dezidiert unternahm dies Martin Kintzinger, der Sigismunds Engagement für die Kirchenunion und Friedensvermittlung untersucht hat. In seinem forschungsgeschichtlich angelegten systematischen Beitrag betont er die Bedeutung einer methodisch innovativen Diplomatiegeschichte, die als eigener Ansatz in der Konzilienforschung bislang noch kaum Geltung gefunden habe. Aber nach den wertvollen Einzelbeobachtungen, die in den entsprechenden Vorträgen gemacht worden sind, lassen sich zumindest für die Konstanzer Konzilsdiplomatie einige erste systematische Befunde notieren: Sie betreffen das Gesandtenzeremoniell, Funktionen, Rang und Ausstattung der Gesandten mit Geld und Verhandlungsvollmachten, Expertenschaft und heraldischem Fachwissen, das von Boten, Herolden und anderen höfischen und städtischen Funktionsträgern zweiter bis dritter Reihe im diplomatischen Alltagsgeschäft benutzt wurde.

Für die Konstanzer Konzilsdiplomatie Sigismunds ergibt sich allerdings ein paradoxer Befund: Aus der Untersuchung der diplomatischen Dokumente wie der chronikalischen Darstellungen wird deutlich, dass Verhandlungen, Entscheidungsprozesse und sogar Entscheidungsfindungen durch bevollmächtigte Gesandte selbstverständlich waren. Die persönliche Anwesenheit der europäischen Könige war nicht mehr notwendig, vielleicht aber auch wegen Problemen der Rangabstimmungen auch gar nicht mehr möglich. So fügt sich das Constantiense einerseits in den Prozess der Ausformung diplomatischer Repräsentativverfahren ein. Andererseits aber stellt Sigismund selbst die große Ausnahme dar<sup>11)</sup>. Vielleicht in seiner Rolle als künftiger Kaiser – und so wurde er auch bereits von den Zeitgenossen wahrgenommen – pflegte er eine sehr persönlich geprägte Diplomatie. Er war Gesandter in eigener Sache; er wirkte durch physische Präsenz, zog Entscheidungen spontan an sich, agierte taktisch und nahm dabei auch Rückschläge in Kauf. Dieses System funktionierte aber nur deshalb, dies unterstrich in der Diskussion Eva Schlotheuber, weil professionelle Gesandtschaften und Experten kontinuierlich die Fäden in der Hand behielten. Martin Kintzinger fragte daher, ob in Konstanz zwei ganz unterschiedliche Politikstile zu beobachten seien: Konstanz als Ort einer sich institutionalisierenden Konzilsdiplomatie

11) Vgl. dazu jetzt auch Kaiser Sigismund (1368–1437). Zur Herrschaftspraxis eines europäischen Monarchen, hg. von Karel HRUZA, Wien/Köln/Weimar 2012.

einerseits und als kirchenpolitisches Realisierungsfeld einer persönlich geprägten Diplomatie andererseits?

Fest steht jedoch, dass die beteiligten Kräfte am Ort das Konzil weniger als feststehende Institution funktionieren ließen, denn als Institutionalisierung von Kommunikationsstrukturen und diplomatischen Formen und Verfahren.

## 7. POLITISCHE KOMMUNIKATION UND ÖFFENTLICHKEIT

In vielen Beiträgen wurde die Öffentlichkeit als wichtiger Faktor von Politik benannt: Es ging um Sichtbarmachung und Verbindlichkeit der Verhandlungen, und dies umso mehr, als neue Formen der »Geschäftsordnung« gefunden werden mussten.

Damit gerät das Konzil als politisches Verfahren und seine Interferenzen mit anderen Typen politischer Versammlungen (Partikularsynoden, Hoftage geistlicher wie weltlicher Fürsten, Reichstage, Konsistorien, Audienzen, Ordensversammlungen) und anderer Lobbyistenversammlungen jeglicher Art in den Blick. Martin Kintzinger plädierte dafür, das Konzilsgeschehen auch als politische Geschichte unter dem methodischen Ansatz der neuen »Kulturgeschichte des Politischen« zu schreiben, in der Politik in ihrer kommunikativen Prozesshaftigkeit analysiert wird. In der Diskussion betonte Thomas Wetzstein, dass es in der Mediävistik noch keinen verbindlichen Kommunikationsbegriff gebe, der sich von dem traditionellen, eindimensionalen und daher wenig brauchbaren Sender-Empfänger-Modell abhebt und weitere Kategorien und Faktoren, wie etwa das Problem der Raumüberwindung, reflektiert. Kintzinger geht von einem provisorischen, den mittelalterlichen Bedeutungshorizont von Kommunikation reflektierenden Ansatz aus, der den mittelalterlichen Verhältnissen eher entspricht, indem er für das sichtbare und aufgeführte Handeln (*actus*) vorgängige Verständigungs- und Aushandlungsprozesse (*communicatio*) voraussetzt. Damit stehen nicht mehr das Denken und Entscheiden einzelner, sondern das internationale Zusammenspiel und die Vernetzung vieler beteiligter Akteure unterschiedlichen Rangs, aber auch die Fragilität der Kommunikationsstrukturen im Fokus.

In diesem Zusammenhang lässt sich auch das Phänomen des mittelalterlichen Nationalismus fassen, das uns Robert Swanson am englischen Beispiel vorgestellt hat. In seinem Vortrag hat er es mehr und mehr von den Konstanzer Diskussionen um Struktur und Organisation der Konzilsnationen entfernt. Ohne die Konstanzer Abstimmungsstreitigkeiten wäre natürlich der Text eines Thomas Polton niemals entstanden, aber es ist doch wichtig festzuhalten, dass sich die unmittelbare Wirkung dieses schriftlichen und auch nur schriftlich vorgelegten Textes auf die Zielgruppe der in Konstanz versammelten gelehrten Repräsentanten der Nationen beschränkte. Stattdessen hat auch Robert Swanson eine Dezentralisierung der Perspektive unternommen, indem er mit kommunikationsgeschichtlichen Ansätzen versucht nach der Bedeutung des Konzils für die Entstehung eines Nationalgefühls in England zu forschen. Dabei geht er über Benedict Andersons Konzept von »ima-

gined communities« hinaus und versteht Nationalismus vielmehr als ein Set von Beziehungen und Bindungen, das jenseits des von Anderson beschriebenen »imaginary as a community of the mind« zu suchen sei. Dafür greift er auf das Konzept eines »banal nationalism« von Michael Billig zurück. Dieser werde nicht nur episodisch und in Konflikt- oder Rivalitätssituationen fassbar, sondern vielmehr regelmäßig im alltäglichen Leben aufgerufen.

Dies entspricht dem von Martin Kintzinger vorgestellten Kommunikationsmodell, das eine Vorverständigung innerhalb eines Netzwerkes von mehr oder weniger starken Verbindungen zwischen den Akteuren vorsieht, auf dessen Basis dann erst Kommunikationsakte als Artikulationsformen von Nationalismus möglich seien. Es erwies sich als ausgesprochen schwierig, nach den Mitteln ihrer Kommunikation und Verbreitung zu suchen: Texte (literarische wie verwaltungstechnische), Münzen und heraldische Zeichen, Heiligenkulte, Fürbitten in der Messe mit denen sich die Gläubigen in unterschiedliche Gruppen und Beziehungsgeflechte – von der Universalkirche und dem Königtum über die Pfarrei bis zur Nachbarschaft und Familie – einschrieben. So diente die Kirche mit ihren Kulturen und Zeremonien – ganz anderes als es moderne Deutungen der Kirche als größtem Hindernis eines vormodernen Nationalismus suggerieren – als wohl stärkstes Vehikel eines solchen latenten, alltäglichen Nationalismus. Nebenbei bemerkt war es gerade der englischen Kirche schon früh gelungen, partikuläre Rechtsbräuche bei der Benefizienvergabe und Besteuerung gegenüber der römischen Kirche zu verteidigen.

## 8. MEDIEN

Nimmt man den Begriff der Medialität ernst, dann kann man das Konzil nicht nur als Text (Thomas Rathmann) verstehen<sup>12)</sup>. Es bestand nicht nur in Form einer intensiven Zirkulation von Texten, sondern es wies über die Schriftlichkeit weit hinaus.

Therese Bruggisser-Lanker betonte die Bedeutung des Akustischen, mit dem solche Inszenierungen unterlegt wurden, und zeigte eindrucksvoll wie viel Bedeutung durch den Kontrast zwischen achtungsgebietender Stille und gegenseitigem Übertönen durch laute Signale hergestellt wurde. An etlichen Beispielen hat sie uns vor Augen und Ohren geführt, dass die Rolle der menschlichen Stimme und der Erzeugung von Tönen durch Signalinstrumente wie Pfeifen und Posaunen, mit denen Ankündigungen bekannt gemacht wurden, unbedingt berücksichtigt werden muss, wenn wir uns mit Formen der politischen Kommunikation beschäftigen. Mit Tönen und Musik besetzte man öffentlichen Raum – ebenso wie mit heraldischen Zeichen wie Wappen, die an prominenten Orten aufgehängt wurden und nicht immer unwidersprochen dort hängenblieben. Ausrufer publizierten königliche Er-

12) Vgl. Thomas RATHMANN, *Geschehen und Geschichten des Konstanzer Konzils. Chroniken, Briefe, Lieder und Sprüche als Konstituenten eines Ereignisses*, München 2000.

lasse auf den Straßen und man sorgte dafür, dass der gegnerischen Partei für die Verbreitung ihrer Botschaften der Zugang zu den Kirchenglocken versperrt wurde.

Daher ist die Rolle der Mündlichkeit, des gesprochenen Wortes, auf den Konzilien nicht zu vergessen, auch wenn sie wie die Aufführung von Musik nur schwierig über den Umweg von Schriftzeugnissen zu fassen ist. Ohnehin changieren die oratorischen Genres Konzilsrede und Predigt zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, da sie zum einen an schriftsprachliche Voraussetzungen gebunden sind und diesen auch gehorchen, zum anderen aber auch auf Situationen des Performativen abzielen. Eine Predigt oder Rede kann gelungen sein, auch wenn oder vielleicht auch gerade wenn man nicht unbedingt ihren Inhalt versteht.

Pavel Soukup hat uns die Gattung der Konzilspredigt vorgestellt, mit ihren rhetorischen Voraussetzungen und literarischen Konventionen. Er konnte konkrete Vorbilder in Predigthandbüchern und -sammlungen nachweisen. Doch gleichzeitig führte er uns eindrucksvoll vor, wie Stephan von Pálež und Mauritius von Prag gerade diesen konventionellen Rahmen nutzten, um ihre persönlichen Anliegen und neue Selbstpositionierung in aktuellen kirchenpolitischen Debatten zum Ausdruck zu bringen. In den langen von ihnen vorgetragenen Distinktionsketten scheint eine deutliche Stellungnahme zugunsten kirchenreformatorischer Anliegen durch, von denen die katholischen böhmischen Theologen auch nach Verwerfungen in der *causa fidei* nicht ablassen wollten.

#### 9. RITUAL UND ZEREMONIELL

Wenn Therese Brugisser-Lanker und Gerrit Jasper Schenk auch darauf verzichtet haben, einen neuen »acoustic« beziehungsweise »performative turn« an die Wand zu malen – aber im Gegenzug auch kein flammendes Bekenntnis zum »linguistic turn« formuliert haben –, so hat uns doch der Vortrag von Gerrit Jasper Schenk eindrucksvoll die performativen Dimensionen politischer Kommunikation durch eine theoriegeleitete Lektüre von Schrift- und Bildquellen vor Augen geführt. Hierzu gehören die von Chronisten beschriebenen Einzüge, Prozessionen, Belehnungsakte oder Turniere. Auf die hierzu diskutierten quellenkritischen und methodischen Implikationen wurde bereits im Kontext der Historiographien (siehe Punkt 2) verwiesen. Am Fallbeispiel des Einzugs Papst Johannes' XXIII. in Konstanz hat uns Gerrit Jasper Schenk gerade die Fluidität und Komplexität des Zeremoniells als Voraussetzung für seinen Erfolg und seine Akzeptanz vor Augen geführt. Bei der Analyse der Syntax dieser Handlungssequenz stellte er die Frage nach der Lesbarkeit der Zeichen und der Verständlichkeit der Zeichenmacht. Unter Heranziehung einer großen Vielfalt an schriftlichen und bildlichen Überlieferungszeugnissen hat er gezeigt, dass auch zeremonielles Handeln wie der päpstliche Adventus in konkreten Konstellationen durch andere herrscherliche Adventusformen und lokale Traditionen kreativ überformt werden konnte. Dies tat der grundsätzlichen Lesbarkeit der Zeichen keinen Abbruch; am Beispiel

des *soliculum* wurde deutlich, dass man auch in einer größeren, nicht höfischen Öffentlichkeit über ein gemeinsames transkulturelles Wissen verfügte, mit dem der Schirm zumindest als ein exklusives Herrschaftszeichen verstanden wurde. Zeichenhafte Kommunikation konnte glücken, auch wenn ihre einzelnen Bestandteile partiell missverstanden wurden.

Die anschließende intensive Diskussion um das Verhältnis des Zeremoniells zur Liturgie einerseits und zu politischen Verfahren andererseits weist wieder auf ein übergeordnetes Anliegen, das die Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer offensichtlich doch stärker beschäftigt hat, als es anfänglich den Anschein gehabt haben mochte; nämlich die Frage: Mit welcher Tinte sollte man denn nun eine Geschichte des Konstanzer Konzils schreiben? Diese Diskussionen verweisen auf höchst differenzierte, multiperspektivische Zugänge, die das Konzil als vielgestaltiges Phänomen in teilweise neuem Lichte erscheinen lassen. Auch wenn sich die Forschungsinteressen in den letzten Jahren von den älteren Fragen nach Theologie, Glaube und Kirche zu neuen Zugängen verschoben haben, sind dadurch die älteren Fragen nicht gänzlich beantwortet worden und Grundlagenforschungen keineswegs obsolet geworden. Davon zeugen die unterschiedlichen Zugänge, die von den Vortragenden zu unserem Thema gesucht wurden, seien es vertiefende Detailstudien zu bestimmten Aspekten des Konstanzer Geschehens wie der Predigt oder der diplomatischen Berichterstattung, seien es Fragen der Außenwirkungen des Konzils und der entsprechenden Rückwirkungen auf das konziliare Geschehen, oder aber man nutzte das große thematische Feld für programmatische Untersuchungen, in denen avancierte Fragestellung der Mediävistik angewendet oder erprobt wurden.

#### 10. ERGEBNISSE UND LEISTUNGEN DES KONSTANZER KONZILS

Die zeitgenössischen Diskussionen zum Problem der Konzilsnationes beschränkten sich ganz offensichtlich nicht allein auf pragmatische Modalitäten der Entscheidungsfindung. Wichtiger noch waren die vorgelagerte Meinungsbildung und die Formen der Herstellung von Konsens, auf den eigentlich alle Teilnehmer der Konstanzer Versammlung prinzipiell orientiert waren. So war gemeinsames Ziel in der Unionsfrage, die auf unserer Tagung im Mittelpunkt stand, eine kanonistisch hieb- und stichfeste Lösung zu finden, um künftig ein neues Schisma zu vermeiden. Daher sollte man den Erfolg des Konstanzer Konzils nicht nur an seinen auf den ersten Blick sichtbaren Ergebnissen messen, sondern an der Qualität seiner Verhandlungen. Ich erinnere an die von Jürgen Miethke zitierte Gleichung »Handeln heißt Verhandeln, Tagen heißt vertagen«. War das ›Frequens‹ in diesem Sinne dann der eigentliche Erfolg von Konstanz, nachdem die Wiederherstellung der Kirchenunion geglückt schien? Und ich stelle uns noch eine weitere Frage: Waren dann die Konstanzer Diskussionen über Nationen nur eine Episode, ein Sturm im Wasserglas innerhalb des Konstanzer Ereigniskontinuums? Der Nationenstreit als Ereignis sicherlich, aber die Botschaften, die unter dem Etikett der Nationen transportiert wurden, insbesondere über die nationale

Fragmentierung der Universalkirche, waren keineswegs von kurzfristiger Bedeutung. Es war Teil eines Diskurses, der nach Ausgang des Konzils grundsätzlich von einer jeden Nation die auf dem Konzil agierte, getragen werden konnte. So versteht Robert Swanson Poltons Text als Initiative zu einem Nachdenken darüber, wie die europäischen Reiche, die sich in Konstanz näher gekommen waren, in einem supranationalen Körper, dem der Universalkirche, zusammengebracht werden konnten.

Das war ein Problem, welches das gesamte 15. Jahrhundert kennzeichnete, auch wenn das auf dem Konstanzer Konzil diskutierte und geforderte Alternativmodell, das die Verfassung der Kirche auf den wie auch immer definierten Nationen aufbaute, sang- und klanglos verschwunden war. Das Papsttum konnte zwar dem ungehinderten Eindringen machtpolitischer Interessengruppen im Rahmen der Konzilsnationen Einhalt gebieten. Aber es konnte auf lange Dauer nicht verhindern, dass die weltlichen Mächte kirchliche Institutionen immer mehr zur Verdichtung ihrer herrschaftlichen und staatlichen Strukturen heranzogen<sup>13)</sup>.

13) Vgl. SCHMIDT, Staat (wie Anm. 2), S. 534 f. am Beispiel der Konkordate und der Pragmatischen Sanktion von Bourges.